



DIE SPIEGELREISENDE

Christelle Dabos

DIE VERLOBTEN DES WINTERS

INSEL

Christelle Dabos

DIE VERLOBTEN DES WINTERS

Band 1
der Spiegelreisenden-Saga

Roman

Aus dem Französischen
von Amelie Thoma

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
Les Fiancés de l'hiver (La Passe-Miroir, Livre 1)
bei Éditions Gallimard Jeunesse, Paris.

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des französischen Außenministeriums, vertreten durch die Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.



Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2019

© Gallimard Jeunesse, 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: G&R Medien GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
unter Verwendung des Originalumschlags von Laurent Gapaillard,

© Gallimard Jeunesse

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17792-0

IM MONDSCHEINPALAST

Der Schlüssel

Das Vorzimmer war einer der begehrtesten Aufzüge der Himmelsburg. Er war eingerichtet wie ein kleiner Salon, und man konnte dort alle erdenklichen Teesorten kosten. »Vorzimmer« wurde er genannt, weil man nur über ihn in Archibalds Mondscheinpalast gelangte. Allein die Gäste des Botschafters, die sich durch Abstammung und Extravaganz auszeichneten, durften ihn betreten. Vermutlich aufgrund seines Gewichts war er auch der langsamste Aufzug der Himmelsburg: Er benötigte eine halbe Stunde, um sein Ziel zu erreichen.

In ihre Uniform gezwängt, schlug Ophelia die Beine übereinander, löste sie wieder, überkreuzte sie erneut. Das erste Mal in ihrem Leben trug sie Männerkleidung. Sie wusste nicht, wie sie sich darin bewegen sollte, und die Strumpfhosen kratzten entsetzlich an der Wade.

Berenilde, die mit einer Tasse Tee in der Hand bequem im Sessel saß, warf ihr einen missbilligenden Blick zu.

»Hoffentlich werdet Ihr beim Botschafter nicht ebenso herumzappeln. Haltet Euch gerade, die Fersen zusammen, das Kinn erhoben und den Blick gesenkt. Tut vor allem nichts, wozu ich Euch nicht ausdrücklich auffordere.«

Sie stellte ihre Tasse auf ein kleines rundes Tischchen, gab Ophelia ein Zeichen, zu ihr zu kommen, und umschloss ihre Finger sacht mit den Händen. Ophelia erstarrte sofort bei dieser Berührung. Berenilde schien seit Archibalds Überraschungs-

besuch gut aufgelegt zu sein, doch die Stimmungsschwankungen dieser Frau waren unberechenbar.

»Mein liebes Kind, vergesst nie, dass nur die Livree Trägerin der Illusion ist. Ihr habt Gesicht, Arme und den Oberkörper eines Mannes, doch Eure Hände und Beine sind die einer Frau. Vermeidet alles, was die Aufmerksamkeit auf sie lenken könnte.«

Die Hände einer Frau ... Ophelia betrachtete ihre *Leserinnen*-Handschuhe, die ebenso schwarz waren wie die Uniform, und krümmte ein paarmal die Finger, damit das noch ungebrauchte und etwas steife Gewebe nachgab. Sie hatte ihr gewohntes altes Paar gegen eines der neuen eingetauscht, die ihre Mutter ihr geschenkt hatte, denn sie wollte nichts an sich haben, was Archibald an ihre Begegnung in der Himmelsburg erinnern könnte.

»Diese Verkleidung ist ebenso unschicklich wie demütigend!«, giftete Tante Roseline. »Meine Nichte zu Eurem Diener zu machen! Wenn meine Schwester das wüsste, würden ihr sämtliche Haarnadeln zu Berge stehen.«

»Das Blatt wird sich wenden, habt nur ein wenig Geduld, Madame Roseline«, versprach Berenilde zuversichtlich.

»Ein wenig Geduld«, echote Thorns Großmutter mit verkalktem Lächeln. »Ein wenig Geduld.«

Da sie zu alt war, um alleine zu bleiben, hatte sie sich Berenildes Gefolge angeschlossen. Zu Hause war sie immer ganz schlicht gekleidet gewesen. Umso beeindruckender fand Ophelia es nun, sie in ausladendem Federhut und einer Robe aus blauem Damast zu sehen. Ihr faltiger Schildkrötenhals verschwand beinahe ganz unter mehreren Reihen von Perlen.

»Mir scheint, an Geduld haben wir es bisher nicht mangeln lassen«, gab Roseline kühl zurück.

Berenilde warf einen kleinen boshaften Blick auf die Uhr des Vorzimmers.

»In fünfzehn Minuten sind wir da, liebe Freundin. Ich rate Euch, die Zeit zu nutzen, um Euer ›Sehr wohl, gnädige Frau‹ zu perfektionieren und uns noch etwas von dem köstlichen Gewürztee nachzuschenken.«

»Sehr wohl, gnädige Frau«, sagte Roseline mit stark übertriebenem Akzent des Nordens.

Berenilde hob zufrieden die anmutig geschwungenen Brauen. Sie trug ein helles Kleid mit Halskrause und eine schwindelerregend hohe Perücke, die an eine Hochzeitstorte mit Zuckerguss erinnerte. Zu dieser strahlenden Erscheinung bildete Roseline in ihrem schmucklosen Gewand der Gesellschaftsdame einen scharfen Kontrast. Ihr Haar war so straff zu einem winzigen Knoten zurückgesteckt, dass sie keine einzige Falte mehr auf der Stirn hatte.

»Ihr seid stolz, Madame Roseline«, seufzte Berenilde und nippte an ihrem Tee. »Eine Eigenschaft, die ich sehr bei einer Dame schätze, die einer Gesellschafterin jedoch nicht gut zu Gesicht steht. Bald werde ich Euch voller Herablassung behandeln, und Ihr dürft mir nur mit ›Ja, gnädige Frau‹ oder ›Sehr wohl, gnädige Frau‹ antworten. Es wird kein ›ich‹ und kein ›Ihr‹ mehr zwischen uns geben, wir werden nicht mehr derselben Welt angehören. Seid Ihr imstande, das zu erdulden?«

Roseline stellte mit einer brüskten Bewegung die Teekanne ab und richtete sich würdevoll auf.

»Wenn es zum Wohl meiner Nichte ist, wäre ich sogar imstande, Euren Nachtopf zu scheuern.«

Ophelia musste ein Lächeln unterdrücken. Tante Roseline hatte eine ganz eigene Art, Leute in ihre Schranken zu weisen. Berenilde übergang die Bemerkung geflissentlich.

»Ich erwarte von Euch wie von Eurer Nichte äußerste Dis-
kretion und bedingungslosen Gehorsam. Was ich auch tue
oder sage, der einen wie der anderen, ich dulde keinen schee-
len Blick. Und zeigt um Himmels willen vor niemandem Eure
animistischen Fähigkeiten. Beim kleinsten Fehltritt sehe ich
mich in unser aller Interesse zu drakonischen Maßnahmen ge-
zwungen.«

Mit diesen Worten biss sie genüsslich in ein Mandeltörtchen.

Ophelia schielte auf die Fahrstuhluhr. Noch zehn Minuten
bis zum Mondscheinpalast. Sie war so erleichtert darüber, ih-
rem goldenen Gefängnis zu entfliehen, dass sie keinerlei Angst
verspürte. Ja, seltsamerweise sah sie ihrer Ankunft sogar vol-
ler Ungeduld entgegen. Die Untätigkeit, das Warten, die Lee-
re ihres Daseins auf Berenildes Anwesen hätten sie nach und
nach ausgehöhlt, bis sie bei der Hochzeit nur noch ein Schat-
ten ihrer selbst gewesen wäre. Heute Abend erwachte sie end-
lich aus ihrer Erstarrung. Heute Abend würde sie unbekannte
Gesichter sehen, einen neuen Ort entdecken, mehr darüber er-
fahren, wie diese Welt beschaffen war. Heute Abend wäre sie
nicht mehr die Verlobte des Intendanten, sondern ein einfa-
cher, gesichtsloser Page unter vielen. Einen besseren Beobach-
tungsposten als diese Livree hätte sie sich gar nicht wünschen
können, und sie war fest entschlossen, ihn gründlich auszu-
nutzen. Sie würde sehen, ohne gesehen zu werden, zuhören,
ohne einen Mucks zu sagen.

Egal, was Thorn dachte, Ophelia war überzeugt, dass diese
Arche nicht nur von Korrupten, Heuchlern und Mördern be-
völkert sein konnte. Ganz sicher gab es auch ein paar vertrauens-
würdige Leute. Sie musste sie nur finden.

»Die Zeit auf dem Anwesen hat mich verändert«, dachte sie,
während sie die Finger in den neuen Handschuhen bewegte.

Auf Anima hatte Ophelia sich nur für ihr Museum interessiert. Notgedrungen war sie nun sehr viel aufgeschlossener. Sie hatte das Bedürfnis, sich Unterstützung zu suchen, ehrliche Menschen, die sie nicht wegen irgendwelcher Klanrivalitäten verraten würden. Es kam für sie nicht infrage, allein von Thorn und Berenilde abhängig zu sein. Sie wollte sich ihre persönliche Meinung bilden, selbst entscheiden, ein eigenes Leben führen.

Drei Minuten bevor der Aufzug sein Ziel erreichte, brachte ein Zweifel Ophelias Entschlossenheit ins Wanken.

»Madame«, flüsterte sie, zu Berenilde gebeugt, »glaubt Ihr, bei Herrn Archibalds Fest werden auch Miragen anwesend sein?«

Berenilde, die sich gerade die Nase puderte, sah sie erstaunt an und ließ ein perlendes Lachen erklingen.

»Aber natürlich! An den Miragen führt kein Weg vorbei, sie sind auf allen Empfängen! Ihr werdet ihnen im Mondscheinpalast andauernd begegnen, Liebes.«

Ophelia verstand nicht, wie sie so unbekümmert sein konnte.

»Aber meine Livree ist ein Werk der Miragen, nicht wahr?«

»Habt keine Sorge, niemand wird Euch erkennen. Ihr seid ein ganz gewöhnlicher Domestik ohne besondere Merkmale oder Eigenschaften. Es gibt Hunderte Diener wie Euch, man wird Euch durch nichts von den anderen unterscheiden können.«

Ophelia legte den Kopf in den Nacken und betrachtete Mimos Gesicht im Deckenspiegel. Fahler Teint, unauffällige Nase, ausdruckslose Augen, ordentlich gekämmtes Haar ... Berenilde hatte gewiss recht.

»Und Ihr, Madame, habt Ihr gar keine Angst, Euch offen unter die Miragen zu mischen? Es sind doch Eure Erzfeinde.«

»Wieso sollte ich Angst haben? Der Mondscheinpalast ist diplomatisches Territorium. Dort wird konspiriert, verleumdet und gedroht, doch sicher nicht getötet. Selbst Gerichtsurteile per Duell sind verboten.«

Ophelia kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Gerichtsurteile per Duell, wie passte das denn zusammen?

»Was ist mit Freyja und ihrem Mann?«, beharrte sie. »Die beiden wissen, dass ich unter Eurem Schutz stehe, werden sie nicht ahnen, dass ich mich in Eurem Gefolge verberge?«

Berenilde raffte ihre Röcke und erhob sich anmutig.

»Meiner Nichte werdet Ihr im Mondscheinpalast niemals begegnen. Sie ist dort wegen ihrer ungehobelten Manieren nicht willkommen. Und nun beruhigt Euch, mein Kind, wir sind da.«

Tatsächlich wurde der Aufzug langsamer.

Ophelia und Roseline sahen sich an. In diesem Moment waren sie noch Tante und Nichte, Patin und Patentochter, doch von nun an würden sie einen ganz und gar förmlichen Umgang miteinander haben, wie es sich für eine Gesellschaftsdame und einen stummen Pagen geziemte. Ophelia hatte keine Ahnung, wann sie das nächste Mal wieder offen miteinander würden sprechen können, also galt ihr letztes Wort ihrer Tante, die Stolz und Komfort für sie opferte:

»Danke.«

Tante Roseline nahm Ophelias Hand und drückte sie kurz. Dann öffnete sich das vergoldete Gitter zum Mondscheinpalast.

Zumindest hatte Ophelia dies erwartet. Zu ihrer Verwunderung fanden sie sich stattdessen in einer großen, prachtvollen Wandelhalle wieder, mit marmornem Schachbrettboden, riesigen Kristalllüstern und goldenen Statuen, die Körbe voller Früchte trugen.

Berenildes Anweisung folgend, schob Ophelia den Gepäckwagen aus dem Aufzug. Er war derart schwer mit Koffern beladen, dass es ihr vorkam, als müsse sie ein Backsteinhaus verrücken. Widerstrebend riss sie den Blick von den Deckengemälden der Halle los. Verschiedene Landschaften wurden dort auf spektakuläre Weise lebendig, hier Bäume, die sich im Wind bogen, dort hohe Wellen, die über die Wände zu schwappen drohten. Ophelia musste sich auch zwingen, die Adligen unter ihren Perücken nicht anzustarren, denen sie mit ihrem Karren auswich. Alle waren grell geschminkt, sprachen in exaltiertem Ton und nahmen gekünstelte Posen ein. Sie drückten sich so geziert und in derart geschraubten Sätzen aus, dass Ophelia Mühe hatte, sie zu verstehen, und diesmal nicht wegen ihres Akzents. Sie alle trugen, von den Lidern bis zu den Brauen, die Tätowierung der Miragen.

Sobald sie die schöne Berenilde erkannten, entboten sie ihr die exzentrischsten und zeremoniösesten Grüße, die Berenilde mit einem beiläufigen Augenaufschlag erwiderte. Wenn man sie so sah, hätte man niemals glauben können, dass zwischen ihnen die geringste Rivalität herrschte. Berenilde ließ sich mit ihrer Mutter auf einer der samtbezogenen Bänke nieder, die überall in der Halle verteilt waren. Die darauf sitzenden Damen fächelten sich ungeduldig Luft zu.

Nachdem Ophelia den Wagen hinter Berenildes Bank abgestellt hatte, bezog sie daneben Position, die Hacken dicht aneinandergedrückt. Sie verstand nicht recht, worauf sie noch warteten. Der Abend war weit fortgeschritten, und irgendwann würde Archibald die Verspätung seines Ehrengastes als beleidigend empfinden.

Auf einer Bank in der Nähe bürstete eine alte Dame in Rosa etwas, wovon Ophelia annahm, dass es ein langhaariger

Windhund sei. Er hatte in etwa die Größe eines Bären, trug eine lächerliche blaue Schleife um den Hals und schnaufte wie eine Dampflokomotive, sobald er die Zunge herausstreckte. Sie hatte nicht damit gerechnet, an einem Ort wie diesem Tiere anzutreffen.

Plötzlich wurde es mucksmäuschenstill in der Wandelhalle. All die hochwohlgeborenen Herrschaften drehten sich nach einem Mann um, der rund war wie ein Fass und mit eiligen Trippelschritten und breitem Lächeln den Saal durchquerte. Aus den Goldtressen an seiner schwarzen Uniform schloss Ophelia, dass er der Majordomus sein musste – Berenilde hatte sie gezwungen, die Hierarchie der Domestiken auswendig zu lernen. Ganz sicher war sie sich allerdings nicht, denn er tor kelte, und die Perücke saß schief auf seinem Kopf.

»Mein lieber Gustav«, rief einer der Miragen ihn mit salbungsvoller Stimme, »meine Gattin und ich warten hier seit zwei Tagen. Ich wage zu hoffen, dass es sich dabei nur um ein kleines Versäumnis Eurerseits handelt.«

Während er dies sagte, schob er dem Majordomus unaufällig einen Gegenstand in die Tasche, den Ophelia auf die Distanz nicht genauer erkannte. Der Butler tätschelte geschmeichelt seine Livree.

»Nein, Monsieur, es liegt keinerlei Versäumnis vor. Monsieur und Madame stehen auf der Warteliste.«

»Aber wir gedulden uns bereits seit zwei Tagen«, beharrte der Mirage nun leicht verärgert.

»Und andere noch länger, Monsieur.«

Unter dem verblüfften Blick des Ehepaares trippelte der Majordomus schlingernd weiter, wobei er allen Adligen, die ihn ansprachen, ein strahlendes Lächeln schenkte. Einer hob die Schönheit und den Esprit seiner jüngsten Tochter hervor. Ein

anderer pries die herausragende Qualität seiner Trugbilder. Selbst die alte Dame in Rosa ließ ihren Windhund Männchen machen, um den Majordomus zu beeindrucken. Doch der bahnte sich unbeirrbar seinen Weg durch die Menge, ohne sich von irgendjemandem erweichen zu lassen, und hielt erst an, als er Berenildes Bank erreicht hatte. Dort verneigte er sich so tief, dass er beinahe seine Perücke verlor.

»Die Damen werden vom gnädigen Herrn Botschafter erwartet.«

Berenilde und ihre Mutter erhoben sich wortlos, um ihm zu folgen, und Ophelia hatte ihre liebe Not, den Gepäckwagen an den Grüppchen entrüsteter Adliger vorbeizusteuern. Der Majordomus brachte sie zu einer Tür am anderen Ende des Saales, die von grimmig aussehenden Gendarmen bewacht wurde.

Kurz darauf fanden sie sich mitten in einem Rosengarten wieder. Als Ophelia den Blick hob, sah sie über sich, zwischen den von weißen Rosen berankten Laubenbogen einen immensen, funkelnden Sternenhimmel. Der Mondscheinpalast machte seinem Namen alle Ehre. Die laue Nachtluft war so weich, der Duft der Blüten so betörend, dass sie nicht einen Augenblick daran zweifelte, soeben eine Illusion betreten zu haben. Und vermutlich eine sehr alte Illusion. Adelheids Tagebuch kam ihr wieder in den Sinn: *Die gnädige Frau Botschafterin hat uns in ihrem Anwesen aufs Liebenswertigste empfangen. Es herrscht dort eine ewige Sommernacht.* Archibald hatte Schloss und Park also von seiner Urahnin geerbt, während Ophelia auf den Spuren der ihren wandelte. Es war beinahe so, als würde sich die Geschichte wiederholen.

Die Falsettstimme des Majordomus holte sie wieder in die Realität zurück.

»Es ist mir eine Ehre, Madame zu begleiten«, gurrte er, an Berenilde gewandt. »Darf ich es wagen, Madame zu gestehen, dass ich die Hochachtung, die der gnädige Herr Botschafter Madame entgegenbringt, uneingeschränkt teile?«

Zum Glück bemerkte in der Dunkelheit niemand, wie Tante Roseline die Augen verdrehte. Wegen der auf ihrem Karren gestapelten Koffer konnte Ophelia nicht sehen, was vor ihr war, doch sie nutzte eine Wegbiegung, um den sonderbaren Majordomus genauer zu betrachten. Mit seinem dicken, vergnügten Gesicht und der roten Säufernase erinnerte er sie eher an einen Possenreißer aus dem Zirkus als an einen Diener.

»Mir ist wohl bewusst, mein treuer Gustav«, flüsterte Berenilde, »dass ich Euch mehr als einen Gefallen schulde. Und es wird ein weiterer hinzukommen, sobald Ihr mir mit ein paar Worten die aktuelle Lage im Mondscheinpalast geschildert habt.«

Wie der Mirage in der Wandelhalle vor ihr, steckte auch Berenilde dem Majordomus ein kleines Objekt zu. Verwundert erkannte Ophelia, dass es eine Sanduhr war. Man tauschte hier also Gefälligkeiten gegen einfache Sanduhren?

Gustav ließ sich nicht zweimal bitten.

»Es sind einige Gäste da, und nicht die Unbedeutendsten, Madame. Nach all den Gerüchten, die über Madames Unpässlichkeit kursierten, sind die Rivalinnen von Madame wieder vermehrt am Hof erschienen. Böse Zungen haben sogar von Anzeichen drohender Ungnade gesprochen, aber ich will auf der Stelle tot umfallen, wenn ich dem auch nur im mindesten Gehör geschenkt hätte!«

»Die Rivalinnen beunruhigen mich weniger als die Rivalen«, erwiderte Berenilde leichthin.

»Ich verhehle Madame nicht, dass der Herr Kavalier zuge-

gen ist. Er kam herbeigeeilt, sobald er erfahren hatte, dass Madame im Mondscheinpalast logieren würde. Wie ihr wisst, geht er überall am Hof ein und aus, und selbst wenn er besser fernbleiben sollte, so tut er doch stets, was ihm beliebt. Ich hoffe, Madame ist nicht verstimmt darüber?«

Eine Weile blieb es still, und man hörte nur die Räder des Gepäckwagens auf dem Pflaster. Ophelias Arme schmerzten, aber sie brannte darauf, mehr zu erfahren. Wer war wohl dieser Kavalier, der Berenilde nicht behagte? Ein verflüssener Liebhaber?

»Sind auch Mitglieder meiner Familie anwesend?«

Der Majordomus hustete gekünstelt, aber es klang eher wie ein unterdrücktes Lachen.

»Bei allem Respekt, Madame, der gnädige Herr Botschafter schätzt die Damen und Herren Drachen nicht besonders. Sie stiften immer einen solchen Unfrieden, wenn sie kommen!«

»Archibald sei Dank«, sagte Berenilde in scherzhaftem Ton. »Beschützt mich vor meinen Freunden, ich kümmere mich um meine Feinde. Die Miragen sind wenigstens so vernünftig, sich nicht gegenseitig zu zerfleischen.«

»Da können Madame ganz beruhigt sein. Mein gnädiger Herr hat für Madame eine Suite in seinen Privatgemächern vorgesehen. Dort ist Madame vollkommen sicher. Wenn die Damen mich jetzt entschuldigen wollen, ich werde sie bei Monsieur ankündigen.«

»Nur zu, mein lieber Gustav. Sagt Archibald, dass wir kommen.«

Der Majordomus entfernte sich mit eiligen Trippelschritten, und Ophelia, die versuchte, ihm hinterherzusehen, hätte beinahe das Gleichgewicht verloren, da sich ein Rad ihres Wa-

gens zwischen zwei Pflastersteinen verklemmt hatte. Während sie an dem Karren rüttelte, um ihn zu befreien, erhaschte sie einen Blick auf die Strecke, die noch vor ihnen lag. Der Laubengang des Rosengartens setzte sich fort in einer langen, von großen Wasserbassins unterbrochenen Allee, an deren weit entferntem Ende sich Archibalds Schloss aus weißem Stein und blauem Schiefer erhob. Es erschien Ophelia beinahe ebenso unerreichbar wie der Mond am Himmel.

»Wir nehmen eine Abkürzung«, verkündete Berenilde und bot der Großmutter ihren Arm.

Sie gingen eine ganze Weile an einer Veilchenrabatte entlang, bis Ophelia das Gefühl beschlich, dass sie eher einen Umweg machten. Allmählich bekam sie Krämpfe in den Händen. Berenilde wählte eine Brücke, die über einen Kanal zu weiteren Gärten führte, blieb mitten darauf so abrupt stehen, dass Ophelia sie beinahe mit dem Karren gerammt hätte, und drehte sich in einem graziösen Schwung zu ihnen herum.

»Nun hört mir gut zu«, flüsterte sie. »Der Majordomus, mit dem ich gerade gesprochen habe, ist der verschlagenste und korrupteste Mann im gesamten Mondscheinpalast. Früher oder später wird er versuchen, Euch zu bestechen, und zwar sobald irgendeiner meiner Freunde von den Miragen oder Drachen ihm einen hübschen Preis für mein Leben oder das meines Kindes bietet. Ihr werdet so tun, als würdet Ihr sein Angebot annehmen, und mich sofort davon unterrichten. Habt Ihr verstanden?«

»Aber wie ist das möglich?«, hickste Tante Roseline. »Ich dachte, hier brächte man sich nicht um! Ihr sagtet doch, es sei diplomatisches Territorium!«

Berenilde durchbohrte sie mit einem giftigen Blick, der sie daran erinnerte, dass Madame aus dem Mund ihrer Gesell-

schafterin nichts anderes als »Ja, gnädige Frau« zu hören wünschte.

»Man bringt sich nicht um, aber es geschehen immer wieder unerklärliche Unfälle«, antwortete sie dennoch, »die man allerdings leicht vermeiden kann, sofern man wachsam bleibt.«

Berenilde schaute Mimo neben seinem Gepäckwagen eindringlich an. Hinter der ausdruckslosen Miene der Illusion war Ophelia zutiefst erschüttert. In ihrer Vorstellung unterschieden sich die Domestiken, unschuldige Seelen wie Pistache, grundsätzlich von den Adligen. Zu erfahren, dass sie sich auch vor ihnen in Acht nehmen musste, brachte sie vollends durcheinander.

Gedankenverloren schob sie ihren Wagen hinterher, als Berenilde der Großmutter beim Hinabgehen half, und merkte nicht gleich, dass die Landschaft auf der anderen Seite der Brücke nicht die war, die sie erwartet hatte. Statt Veilchenbeeten durchquerten sie nun einen Hain von Trauerweiden. Ein zarter Walzer schwebte durch die Luft. Ophelia hob den Kopf und sah zwischen den Arabesken des Blattwerks hindurch Archibalds Schloss mit seinen weißen Türmen in den Nachthimmel ragen. Die kleine Brücke hatte sie direkt vom einen Ende des Parks zum andern gebracht! Sosehr Ophelia auch grübelte, sie begriff nicht, wie die Trugbilder den Raum derart verzerrten konnten.

Im Schlossgarten tanzten prunkvoll gekleidete Paare im Schein der Lampions. Je näher Berenilde und ihre kleine Entourage kamen, desto dichter wurde die Menge, ein Meer aus Perücken und Seide. Der unechte Mond am Himmel strahlte so hell wie eine perlmutterne Sonne, und die falschen Sterne glichen einem funkelnden Feuerwerk. Was Archibalds Domizil betraf, so stand es mit seinen von hohen Dächern gekrön-

ten Türmchen und den zahllosen Spitzbogenfenstern einem Märchenschloss in nichts nach. Verglichen damit, nahm sich Berenildes Landsitz aus wie ein Bauernhaus.

Ophelia wurde rasch aus ihrer Verzückerung gerissen. Die Tänzer unterbrachen ihren Walzer, als Berenilde, ruhig wie ein Bergsee, zwischen ihnen hindurchschritt. Alle lächelten ihr liebenswürdig zu und begrüßten sie mit freundlichen Worten, doch ihre Augen waren kalt wie Eis. Besonders die Frauen tuschelten hinter ihren Fächern mit vielsagenden Blicken auf Berenildes Bauch. Sie strahlten eine solche Feindseligkeit aus, dass es Ophelia die Kehle zuschnürte.

»Berenilde oder die Kunst, sich rar zu machen!«, erklang eine spöttische Stimme über die Musik und das Gemurmel hinweg.

Ophelia verkrampfte sich hinter ihrem Wagen. Es war Archibald, der ihnen entgegeneilte, seinen kaputten Klappzylinder in der einen, einen Stock in der anderen Hand. Er hatte einen Schwarm zauberhafter junger Mädchen im Gefolge.

Bei der Ankunft des Hausherrn verneigten sich sämtliche im Park anwesende Domestiken. Ophelia ahmte jede ihrer Bewegungen nach. Sie ließ den Karren los, beugte sich steif nach vorne und starrte ebenso lange wie die anderen Bediensteten auf ihre Schuhspitzen.

Als sie sich endlich wieder aufrichtete, hauchte Archibald gerade einen Kuss auf Berenildes Handrücken. Ophelia ließ sich von seinem offenen Lächeln und den großen himmelblauen Augen nicht mehr blenden. Sie nahm es ihm etwas übel, dass er ihr die Besonderheit seiner Familie verheimlicht hatte. Von einem Mann, der behauptete, nicht lügen zu können, empfand sie dies als einen kleinen Verrat.

»Ihr kennt die Frauen schlecht, wenn Ihr Pünktlichkeit von

ihnen erwartet. Fragt nur Eure Schwestern!«, gab Berenilde kokett zurück.

Sie drückte die Mädchen eine nach der anderen an ihre Brust, als wären es ihre Kinder.

»Geduld! Melodie! Anmut! Heiterkeit! Klara! Neckerei! Und hier meine kleine Milde«, schloss sie, als sie die Jüngste der sieben herzte. »Ihr habt mir so sehr gefehlt!«

Unter Mimos halb gesenkten Lidern ließ Ophelia ihren Blick diskret über die Schwestern wandern. Sie waren alle so jung, so blond, so liebreizend in ihren weißen Kleidern, dass auch sie ihr wie Fantasiegebilde vorkamen. Die Mädchen erwiderten die Umarmungen mit einer Zärtlichkeit, die sicher aufrichtiger war als Berenildes. In ihren schönen klaren Augen lag ehrliche Bewunderung.

Alle sieben Schwestern trugen auf ihrer Stirn das Zeichen des Gespinstes. Wenn man Thorn glauben durfte, so hatte jede von ihnen Ophelia schon einmal durch die Augen des Bruders gesehen. Würden sie es Berenilde gegenüber erwähnen? Falls ja, dann beglückwünschte Ophelia sich dafür, dass sie in jener Nacht nicht ihren wahren Namen genannt hatte.

»Ihr seid mit kleiner Entourage angereist, wie ich sehe«, bemerkte Archibald.

Er küsste der Großmutter galant die Hand, deren Wangen vor Entzücken rosig anliefen, und betrachtete dann offenbar höchst amüsiert Tante Roseline in ihrem schwarzen Kleid. Stocksteif und unterkühlt, fiel sie in dem bunten Treiben des Balls derart aus dem Rahmen, dass er sie allein deswegen schon interessant zu finden schien.

»Meine Gesellschaftsdame«, stellte Berenilde sie beiläufig vor. »Ich habe sie nicht so sehr wegen ihrer geistreichen Konversation ausgewählt, sondern weil sie eine fähige Hebamme ist.«

Tante Roselines Lippen wurden schmal, doch sie verkniff sich eine Replik und nickte nur höflich.

Als Archibald sich dem Gepäckwagen näherte, musste Ophelia sich beherrschen, um nicht zurückzuweichen. Ausgerechnet in diesem Moment begannen ihre Waden unter den Strumpfhosen entsetzlich zu jucken. Sie fürchtete schon, der Botschafter würde seine Inspektion bei Mimo fortsetzen, aber er begnügte sich damit, auf die Koffer und Kisten zu klopfen.

»Wir werden Eure Sachen in meine Gemächer bringen lassen. Fühlt Euch dort wie zu Hause!«

Gustav näherte sich und öffnete ein Schmuckkästchen, das er in der Hand hielt. Diesem entnahm Archibald eine Kette, an der ein zauberhafter kleiner, mit Edelsteinen besetzter Schlüssel hing. Anmutig drehte Berenilde sich um, damit er ihr das Collier anlegen konnte. Die eigentümliche Zeremonie wurde vom verhaltenen Applaus der Gäste begleitet.

»Wie wäre es mit einem Tänzchen?«, schlug Archibald darauf augenzwinkernd vor. »Schließlich findet dieser Ball zu Euren Ehren statt.«

»Ich sollte mich schonen«, erinnerte Berenilde ihn, eine Hand schützend auf ihren Bauch gelegt.

»Nur einen Walzer, oder zwei. Und ich gestatte Euch, mir auf die Füße zu treten!«

Ophelia beobachtete die beiden fasziniert. Hinter dem zwanglosen, fast kindischen Geplänkel schienen sie sich ganz andere Dinge zu sagen. Archibald war nicht der edelmütige Galan, als der er sich ausgab, Berenilde wusste dies, und Archibald wusste, dass sie es wusste. Was also erwarteten sie in Wahrheit voneinander? Gehorchten sie blind Faruks Anweisungen, oder versuchte jeder für sich, den größtmöglichen Profit daraus zu ziehen?

Dies fragten die beiden sich vermutlich ebenso wie Ophelia, während sie sich untergehakt entfernten. Langsam begann ihr Herz wieder zu schlagen. Archibalds Blick hatte sie nicht einmal gestreift! Auch wenn Ophelia wusste, dass er sie nicht erkennen konnte, war sie doch erleichtert, diese erste Prüfung mit Erfolg bestanden zu haben.

Reineke

Ophelias zweite Prüfung als Page hatte soeben begonnen. Was sollte sie mit den Koffern tun? Berenilde war tanzen gegangen, ohne ihr irgendeine Anweisung zu hinterlassen. Auch die Großmutter und Tante Roseline waren in der Menge verschwunden, und Ophelia fand sich allein unter den Sternen wieder und wusste nicht, wohin mit ihrem Gepäckwagen. Archibald hatte gesagt, er wolle Berenilde in seinen Privatgemächern unterbringen, doch Ophelia konnte wohl kaum einfach so ins Schloss spazieren, als wäre sie dort zu Hause. Und wo befanden sich diese Gemächer überhaupt? Der Nachteil daran, stumm zu sein, war, dass man nichts fragen konnte.

Sie schielte ratlos zu den Dienern, die Erfrischungen servierten, in der Hoffnung, sie würden ihr aus der Verlegenheit helfen, doch die wandten sich nur mit gleichgültiger Miene ab.

»He! Du da!«

Ein Page, der exakt dieselbe Uniform trug wie Ophelia, kam im Sturmschritt auf sie zu. Er war gebaut wie ein Geschirrschrank und hatte dermaßen rote Haare, dass sein Kopf in Flammen zu stehen schien. Ophelia fand ihn sehr beeindruckend.

»Was ist das denn hier für eine Bummelei? Kaum drehen uns die Herrschaften den Rücken zu, machen wir es uns gemütlich, wie?«

Als er eine Hand hob, die so groß war wie ein Wäscheleuel, glaubte Ophelia, er würde ihr eine ordentliche Schelle

verpassen, doch stattdessen klopfte er ihr väterlich auf die Schulter.

»In dem Fall werden wir zwei uns bestens verstehen. Ich heiße Reineke und bin der König der Drückeberger. Du warst wohl noch nie hier, was? Du sahst so verloren aus in deiner Ecke, dass du mir leidgetan hast. Komm mit, Jungchen!«

Der Diener nahm den Gepäckkarren und schob ihn mühe-los vor sich her, als wäre es ein Kinderwagen.

»Eigentlich heiße ich Reinhold«, fuhr er munter fort, aber alle nennen mich Reineke, wie der Fuchs. Ich stehe im Dienst der Großmutter des gnädigen Herrn. Und du Glückspilz bist der Bursche von Dame Berenilde! Ich würd' meine Seele verkaufen, um mich einer solchen Frau nähern zu dürfen!«

Voller Inbrunst küsste er seine Fingerspitzen und entblöste dann mit einem genießerischen Lächeln seine strahlend weißen Eckzähne. Während sie neben ihm den Weg entlangging, starrte Ophelia ihn vollkommen gebannt an. Dieser Reineke erinnerte sie an ein lodernes Kaminfeuer. Er musste auf die vierzig zugehen, aber er hatte den Elan eines blutjungen Mannes. Seine Augen waren grün wie Smaragde.

Schließlich warf er Ophelia einen verwunderten Blick zu.

»Bist ja nicht gerade gesprächig, sag mal! Liegt das an mir, oder bist du immer so schüchtern?«

Ophelia malte mit dem Daumen ein Kreuz über ihre Lippen und machte ein bedauerndes Gesicht

»Du bist stumm?«, lachte Reineke. »Gewiefted Berenilde, sie weiß sich mit verschwiegenem Personal zu umgeben! Aber hören kannst du, hoffe ich. Verstehst du, was ich hier schwatze?«

Ophelia nickte. Sein Akzent war stark, aber doch weniger ausgeprägt als der von Pistache.

Reineke manövrierte den Kofferwagen auf einen schmalen gepflasterten, links und rechts von zwei akkurat gestutzten Hecken gesäumten Weg, der um das Schloss und die Gärten herumführte. Unter einem steinernen Torbogen hindurch gelangten sie in einen riesigen Hinterhof. Hier gab es keine Laternen, doch die Fenster des Erdgeschosses schnitten goldene Rechtecke aus der Dunkelheit; sie waren vollkommen mit Dampf beschlagen, als herrsche innen eine infernalische Hitze. Entlang der Mauer spuckten Ofenrohre dicke Rauchschwaden aus.

»Die Küchen«, kommentierte Reineke. »Lektion Nummer eins, mein Junge, stecke niemals deine Nase in die Küchen des Mondscheinpalastes. Was da drin zusammengebraut wird, ist nichts für kleine Kerlchen wie dich.«

Ophelia glaubte ihm aufs Wort. Durch die angelaufenen Scheiben drangen neben dem Duft nach gegrilltem Fisch auch Geschrei und Beschimpfungen zu ihnen heraus. Sie spickte durch ein Fenster, das nicht vollkommen beschlagen war, und erhaschte einen Blick auf ein schwindelerregendes Ballett von Brotkörben, Suppenschüsseln, mehrstöckigen Torten und ganzen Schwertfischen, die auf riesigen Silbertablets lagen.

»Hier entlang!«, rief Reineke sie.

Er bugsierte den Gepäckkarren durch eine Dienstbotentür etwas weiter hinten. Ophelia folgte ihm in einen eiskalten, schlecht beleuchteten Vorraum. Kein Zweifel, hier lagen die Unterkünfte für das Personal. Aus einer zweiflügeligen Schwingtür rechter Hand quollen Küchendämpfe und hüllten den gesamten Raum in würzigen Nebel. Überall liefen Diener mit Tablett herauf, brachten gefüllte Teller hinaus oder Servierwagen mit schmutzigem Geschirr zurück.

»Ich warte hier mit dem Gepäck auf dich«, sagte Reineke.

»Du musst dich bei Pappmaschee anmelden, um deinen Schlüssel zu bekommen.«

Er zeigte mit dem Daumen auf eine Glastür links von ihnen, über der ein Schild mit der Aufschrift »Provisor« hing. Ophelia zögerte. Was für einen Schlüssel sollte sie brauchen? Berenilde hatte ihr aufgetragen, die Koffer zu bewachen, und der Gedanke, sie einem Unbekannten anzuvertrauen, behagte ihr nicht.

»Na los doch, beeil dich«, drängte Reineke sie.

Da sie nicht wirklich eine Wahl hatte, klopfte Ophelia an und trat ein. Zunächst sah sie den Mann gar nicht, der, einen Federkiel in der Hand, hinter dem Schreibsekretär saß. Der dunkle Anzug, seine graue Gesichtsfarbe und absolute Reglosigkeit ließen ihn fast vollständig mit der vertäfelten Wand hinter ihm verschmelzen.

»Ihr seid?«, fragte der Provisor mit spitzen Lippen.

Seine Haut war verknitterter als die eines Greises. Pappmaschee? Der Name passte wirklich wie die Faust aufs Auge.

»Ihr seid?«, fragte er noch einmal.

Ophelia durchsuchte ihre Taschen nach dem Empfehlungsbrief, den Berenilde für Mimo geschrieben hatte. Sie legte ihn dem Provisor vor, der seine Brille aufsetzte und ihn mit trübem Blick überflog. Darauf holte er ohne weitere Umstände ein Register aus seinem Sekretär, tauchte die Feder ins Tintenfass, griffelte ein paar Worte in sein Verzeichnis und reichte es Ophelia.

»Unterschreibt.«

Mit dem Zeigfinger deutete er auf den neuen Eintrag am Ende einer langen Liste von Namen, Daten und Unterschriften: *Mimo, Page von Dame Berenilde, ...* Ophelia improvisierte eine krakelige Signatur.

Der Provisor stand auf und ging um seinen Sekretär herum zu einem Schubladenschrank, dessen Fächer Bezeichnungen trugen wie: »Oberkellner«, »Küchenmeister«, »Küchenjungen«, »Haushälterinnen«, »Zimmermädchen«, »Ammen«, »Wäschebeschließerinnen«, »Stallburschen«, »Chauffeure-Mechaniker«, »Gärtner«, »Hühnermägde«. Er öffnete die Lade »Pagen« und holte einen beliebigen Schlüssel daraus hervor, den er Ophelia reichte. Das Schildchen, das daranhing, zierte ein Siegel, vermutlich das Wappen des Mondscheinpalastes, und auf der Rückseite war eine Adresse vermerkt: *Badstraße 6*.

»Euer Zimmer. Ihr seid angehalten, es pfleglich zu behandeln, keinen Damenbesuch zu empfangen und dort nicht zu essen, der Kammerjäger war gerade erst in dieser Ecke«, leierte der Provisor herunter. »Tragt den Schlüssel immer bei Euch, er weist Euch als vorübergehenden Bewohner des Palastes aus. Wir führen regelmäßig Personenkontrollen durch, um die Sicherheit der Gäste des Herrn Botschafters zu gewährleisten. Da müsst Ihr stets Euren Schlüssel vorzeigen können, wenn Ihr nicht im Kerker landen wollt. Willkommen im Mondscheinpalast.«

Etwas ratlos verließ Ophelia das Büro des Provisors wieder. Zu ihrer Erleichterung wartete Reineke noch neben dem Kofferwagen auf sie. Als sie jedoch hörte, wie er mit einer vor Schweiß glänzenden Köchin stritt, wurde ihr bange.

»Töpel!«

»Küchenschabe!«

»Fetter alter Fuchs!«

»Das sind alles nur Muskeln. Kannst gern mal 'ne Kostprobe bekommen, Giftmischerin!«

Ophelia legte Reineke eine Hand auf den Arm, um ihn zur

Vernunft zu bringen. Sie hatte keine Lust zuzusehen, wie ihr einziger Vertrauter hier sich mit einer Frau prügelte.

»Na komm schon, blas dich ruhig auf«, spottete die Köchin. »Damit kannst du doch nur deinen kleinen Günstlingen imponieren.«

Mit diesen Worten stieß sie theatralisch die Schwingtür auf und verschwand in den Küchendämpfen. Ophelia war es unangenehm, dass sie der Szene beigewohnt hatte, doch Reineke brach völlig unerwartet in Gelächter aus.

»Nun mach doch nicht so ein Gesicht, Jungchen. Sie ist nur eine alte Freundin! Wir necken uns immer ein bisschen.«

Plötzlich begriff Ophelia, warum ihr dieser Mann so seltsam vertraut vorkam. Er erinnerte sie an ihren Großonkel, nur in jünger. Doch davon durfte sie sich nicht einlullen lassen. Wenn selbst der Majordomus des Mondscheinpalastes korrupt war, wieso sollte ein kleiner Page dann vertrauenswürdiger sein?

»Hast du deinen Schlüssel?«, fragte er sie.

Ophelia nickte zaghaft.

»Bestens. Jetzt liefern wir erst mal die Koffer ab, und dann erzähl ich dir ein bisschen was.«

Reineke schob den Gepäckwagen in einen geräumigen, schmiedeeisernen Lastenaufzug und betätigte einen Hebel. Sie fuhren bis in die oberste Etage des Schlosses, durchquerten ein Dienstmädchenzimmer, dann einen sehr langen Flur, von dem ein knappes Dutzend Türen abgingen. An jeder war ein goldenes Schild befestigt: »Milde«, »Heiterkeit«, »Neckerei«, »Melodie«, »Klara«, »Anmut«, »Geduld«.

»Hier«, flüsterte Reineke und deutete auf das Schild »Klothilde«, »das sind die Gemächer meiner Herrin, der Großmutter des gnädigen Herrn. Sie hält Mittagsschlaf, also sei bloß leise. Ich möchte meinen Dienst nicht zu früh wieder aufnehmen.«

Ophelia blinzelte verwundert. Es war kurz vor Mitternacht, eine seltsame Zeit für ein Nickerchen. Aber Archibald hatte sie ja vorgewarnt: Tag und Nacht hatten am Hofe des Pols keinerlei Bedeutung.

Ihr Blick fiel auf einen luxuriösen Aufzug mitten im Gang; sicher war er der Familie vorbehalten. Etwas weiter hinten bemerkte sie eine Tür, deren Schild mit einem schwarzen Tuch verhängt war. Reineke beugte sich zu ihr hinunter und flüsterte ihr ins Ohr:

»Das eheliche Schlafzimmer der seligen Madame und des seligen Monsieur, der Eltern unserer jungen Herrschaften. Sie sind vor Jahren gestorben, doch der Raum wurde nie entfernt.«

Einen Raum entfernen? Ophelia mochte Reineke noch so fragend ansehen, sie bekam keine weitere Erklärung. Er schob den Wagen zu einer Tür am Ende des Flurs, an der der Name »Archibald« prangte. Ophelia folgte ihm in ein Vorzimmer, das allein schon doppelt so groß war wie der Salon von Berenildes Anwesen. Ein riesiger Kamin aus rosa Marmor, zwei Kristallluster, deckenhohe Fenster, lebensgroße Porträts in goldenen Rahmen, vergoldete Bücherregale an jeder Wand, mit Goldintarsien und kunstvollen Schnitzereien verzierte Möbel ... diese Familie war wirklich prunksüchtig. Ein Grammofon, das sicher irgendjemand immerzu ankurbeln musste, verbreitete den nasalen Gesang eines Operntenors.

Ophelia erschrak, als sie sich selbst in einem großen Wandspiegel sah. Ein ausdrucksloses Mondgesicht auf einem schmächtigen Körper. Selbst als Mann verkleidet, machte sie nicht besonders viel her: Schwarze Haare, weißer Teint, schwarze Livree, weiße Strümpfe – sie kam sich vor wie eine alte Schwarz-Weiß-Fotografie.

»Das Gemach des Herrn Botschafter.« Reineke deutete

auf eine geschlossene Tür. »Aber für dich geht es hier entlang.«

Die himmelblaue Tür auf der anderen Seite des Vorzimmers führte in eine elegante Suite. Es war ein großes, helles Boudoir nebst Bad und kleiner Küche, ohne überladenes Dekor, doch mit allem Komfort: Heizung, Badewanne, Wandtelefon. Archibald hatte seinem Gast nicht zu viel versprochen, Bereitwilligkeit würde wie eine Königin logieren.

Dafür sah Ophelia mit Bestürzung, dass es kein Fenster gab.

»Ursprünglich war das hier eine Garderobe«, erklärte Reineke, während er einen Koffer vom Wagen nahm, »aber Monsieur hat sie für diese Gelegenheit vergrößern lassen.«

Ophelia registrierte im Stillen, dass man im Mondscheinpalast Räume entfernte und auf Bestellung neue schuf.

Sie half Reineke, das Gepäck abzuladen: Kleidertruhen, Schuhschachteln, Schmuckkästchen ...

»Du bist vielleicht ein Tollpatsch!«, lachte Reineke, als sie zum zweiten Mal einen Stapel Kisten umwarf.

Sie stellten alles ins Zimmer neben den Paravent. Ophelia kannte sich noch nicht mit sämtlichen Feinheiten des Domestikendaseins aus, doch sie wusste, dass sie als Page die Wäsche ihrer Herrin nicht anrühren durfte. Es war Aufgabe der Dienstmädchen, diese in die Schränke zu räumen.

»Zeig mir mal deinen Schlüssel«, bat Reineke, als sie fertig waren, »dann können wir eure Uhren aufeinander abstimmen.«

Ophelia, die sich langsam daran gewöhnte, nichts zu verstehen, gab ihm widerstandslos ihren Schlüssel.

»Die Badstraße«, kommentierte er, nachdem er das Schildchen entziffert hatte. »Armer Junge, Pappmaschee hat dich di-

rekt neben den Latrinen einquartiert! Jeder sieht irgendwie zu, dass er dort nicht landet.«

Reineke trat zu einer hübschen Kaminuhr. Ophelia näherte sich ihr ebenfalls und sah, dass statt der Uhrzeit Worte auf dem Zifferblatt standen: »Zickzack«, »Kurzer Steig«, »Biege«, »Großer Winkel« ... Reineke drehte den Zeiger, bis er auf »Badstraße« stand. An einem weiteren, kleineren Kreis mit Zahlen, stellte er den Zeiger auf sechs.

»Fertig! Und weil ich so ein netter Kerl bin, bringe ich dich jetzt noch in dein Zimmer.«

Ophelia begann zu ahnen, dass der große Rotschopf ihr nicht nur aus reiner Hilfsbereitschaft zur Seite stand. Er erwartete eine Gegenleistung, das sah man ihm irgendwie an. Sie hatte nichts, was sie ihm geben konnte, doch wie sollte sie ihm das begreiflich machen?

Sie gingen den Flur zurück und fuhren mit dem Lastenaufzug wieder hinab, diesmal bis ins Untergeschoss des Palastes. Zunächst führte Reineke sie zur Wäscherei, wo ihr Laken und Handtücher ausgehändigt wurden; außerdem holte er bei der Gelegenheit gleich sein sauberes Hemd und ein paar Strümpfe ab. Dann passierten sie eine Waschküche, ein Vorratslager, einen Raum mit Schließfächern und eine riesige Dienstbotenstube. Als sie zu den Schlafkammern gelangten, verlor Ophelia endgültig die Orientierung. Unzählige nummerierte Türen säumten verschlungene Flure, die Straßennamen trugen. Domestiken gingen darin ein und aus, manche erschöpft nach dem Dienst, andere kaum aus dem Bett aufgestanden, als wäre es zugleich Morgen und Abend. Sie wirkten alle sehr gereizt und jederzeit bereit, wegen einer laut zugeschlagenen Tür, einer zu steifen Begrüßung oder eines schiefen Blicks aus der Haut zu fahren.

Ganz benommen von dem Getümmel um sie herum und behindert durch den Stapel Wäsche auf ihren Armen, hatte Ophelia Mühe, Reineke zu folgen, der ihr mit großen Schritten voraneilte und dabei erklärte:

»Die Schlafkammern sind nach Berufen eingeteilt: die Köche bei den Köchen, die Gärtner bei den Gärtnern, die Zofen bei den Zofen, die Pagen bei den Pagen. Los, beeil dich, Jungchen!«, mahnte er, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte. »Da oben werden die Festivitäten bald beginnen, und meine Herrin wird sie um nichts in der Welt verpassen wollen.«

Als er den Deckel mit einem eiligen Schnipsen seines Dauerns wieder zuklappte, sah sie plötzlich Thorn vor sich, wie er, die Taschenuhr in der Hand, ihr gegenüber auf seinem viel zu kleinen Stuhl saß. Das war kaum ein paar Stunden her, die ihr bereits wie Tage erschienen.

Ophelia wurde aus ihren Gedanken gerissen, als sie hinter einer Wegbiegung dem bohrenden Blick einer Frau begegnete. Oder dem halben Blick, besser gesagt, da ein schwarzes Monokel ihr linkes Auge verbarg. Schweigend und ohne eine Miene zu verziehen, musterte sie Ophelia so eindringlich von oben bis unten, dass es dieser regelrecht peinlich wurde.

Reineke verneigte sich tief vor ihr.

»Sei begrüßt, meine Schöne! Worin hast du mal wieder rumgepanscht?«

Das hatte Ophelia sich auch schon gefragt. Die Frau, die einen Monteuranzug trug, war von Kopf bis Fuß mit Ruß verschmiert. Einzelne Strähnen ihrer kurz geschnittenen dunklen Locken hingen ihr wild ins Gesicht.

»Ich war bei der Heizanlage, die mal wieder Sperenzchen macht«, antwortete sie mürrisch. »Und wer ist das da?«

Sie sah Mimo hart aus ihrem leuchtend blauen Auge an. Obwohl sie nicht viel älter war als Ophelia, hatte sie eine erstaunliche Ausstrahlung.

»Der Page von Dame Berenilde«, lachte Reineke. »Ich weiß nicht mal, wie er heißt. Er sagt nämlich keinen Pieps!«

»Er sieht interessant aus.«

»Komm schon, mach dich nicht über ihn lustig! Er ist zum ersten Mal hier, ich zeig ihm ein bisschen, wo's langgeht.«

»Gratis, natürlich?«, fragte die Frau spöttisch.

»Jungchen«, sagte Reineke, an Ophelia gewandt, »diese reizende Brünette ist Gwenael, unsere Mechanikerin. Heizung, Wasser- und Gasleitungen, die ganzen Rohre, das macht sie.«

»Ich bin nicht *eure* Mechanikerin«, brummte Gwenael, »ich stehe im Dienst von Mutter Hildegard.«

»Und da Mutter Hildegard die Architektin des Mondscheinpalastes ist, kommt es aufs Gleiche raus«, gab er in honigsüßem Ton zurück.

Ohne das Taschentuch, das Reineke ihr anbot, eines Blickes zu würdigen, setzte die Mechanikerin lässigen Schritts ihren Weg fort. Im Vorbeigehen rempelte sie Ophelia so heftig an, dass der Stapel Wäsche zu Boden fiel.

Verärgert steckte Reineke sein Taschentuch wieder weg.

»Du scheinst ihr zu gefallen. Aber, Hände weg, sag ich dir! Auf die hab ich schon lang ein Auge geworfen!«

Während Ophelia Laken und Handtücher aufsammelte, hätte sie ihn zu gern beruhigt. Das Letzte, was sie im Sinn hatte, war, seiner hübschen Mechanikerin den Hof zu machen.

»Badstraße«, verkündete Reineke endlich, ein paar Ecken weiter.

Sie waren in einem ekelerregend stinkenden Gang mit vor Feuchtigkeit bröckelnder Backsteinmauer angelangt. Ophe-

lia drehte ihren Schlüssel im Schloss der Nummer 6. Reineke zündete die Gaslampe an und machte die Tür hinter ihnen zu. Als Ophelia sah, wo sie in den kommenden Monaten wohnen sollte, blieb ihr die Spucke weg. Schmutzige Wände, ein wackeliges Bett, eine alte Kupferschüssel, und der Geruch ... es war unsäglich.

»Ihr seid angehalten, es pfleglich zu behandeln«, hatte der Provisor gesagt. Da hatte er sich wohl einen Scherz mit Mimo erlaubt.

»Und das, mein Junge«, Reineke zeigte auf eine Tafel über dem Bett, »ist dein neuer Albtraum.«

An der Tafel hing eine Reihe von Glöckchen jeweils unter einem kleinen Schild: »Badezimmer«, »Billardraum«, »Teesalon«, »Rauchsalon«, »Bibliothek« ... Reineke deutete auf die Klingel, über der »Schlafzimmer« stand.

»Du bist jetzt mit der persönlichen Uhr deiner Herrin verbunden und wirst im selben Rhythmus wie sie aufstehen und zu Bett gehen. Allerdings kann das im Mondscheinpalast zu jeder beliebigen Stunde sein, mein Kleiner. Monsieur ist nie um einen verrückten Einfall verlegen, wenn es darum geht, seine Gäste zu unterhalten, und man weiß nie, wann es ihn gerade überkommt.«

Reineke griff sich einen Schemel, ließ seinen vierschrötigen Körper darauf plumpsen und bedeutete Ophelia, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

»Und jetzt plaudern wir mal 'n bisschen.«

Als sich Ophelia mit ihrem Stapel Wäsche auf das Bett setzte, gaben die hinteren beiden Beine sofort unter dem Gewicht nach.

»Du Glückspilz hast das große Los gezogen. Seit dreiundzwanzig Jahren drücke ich mich nun schon im Mondschein-

palast herum, da bekommt man so einiges mit, will sagen, an Erfahrung mangelt's mir beileibe nicht. Und dann bin ich ein anständiger Kerl, nicht so einer dieser Widerlinge, von denen es hier nur so wimmelt. Als ich dich hab kommen sehen, mit deinen Kulleraugen, da hab ich mir gleich gesagt: ›Reinhold, der Kleine dort, der wird vom Erstbesten in die Pfanne gehauen, wenn du ihn nicht unter deine Fittiche nimmst.«

Ophelia blinzelte zum Zeichen, dass er weitersprechen sollte. Der Schemel quietschte, als Reineke sich dicht zu ihr beugte – so dicht, dass sie einen Moment fürchtete, er könnte an ihre Brille stoßen. Und Mimo trug keine Brille.

›Ich schlage dir also Folgendes vor: Ich bringe dir alles bei, was du über das Leben im Palast wissen musst, und im Tausch dafür bitte ich dich nur um eine klitzekleine Gegenleistung.«

Er knöpfte seine Livree auf und zog aus der Innentasche eine rote Sanduhr.

›Weißt du, was das ist?«

Ophelia schüttelte den Kopf.

›Hab ich mir schon gedacht. So was gibt's woanders nicht. Um es kurz zu machen, die Herrschaften hier belohnen uns mit diesen kleinen Präsenten. Solche Sanduhren wirst du immer nur in vier Farben sehen: Grün, Rot, Blau oder Gelb. Ah, die Gelben ...!«

Reineke verdrehte entzückt die Augen, dann hielt er ihr die Sanduhr hin.

›Schau sie dir genau an.«

Ophelia wog sie in der Hand. Sie war nur etwa daumengroß, aber so schwer, als hätte man sie mit Bleikugeln statt mit Sand gefüllt. Auf einem daran befestigten Schild stand: ›Seebad«.

›Es gibt alle möglichen Ziele«, erklärte Reineke, als er Mi-

mos fragendes Gesicht sah. »Märkte, Vergnügungsviertel, Casinos und was nicht noch alles. Du musst ein glückliches Händchen haben, denn du weißt nie genau, wohin es dich verschlägt. Einmal hab ich eine aufgerissen, die großspurig ›kristallklare Brise‹ hieß, und fand mich mutterseelenallein in einer Hütte mitten im Gebirge wieder.«

Ophelia rieb sich die Nase; sie war sich nicht sicher, ob sie das wirklich verstand. Sie drehte die Sanduhr auf den Kopf, doch zu ihrem Erstaunen rieselten die Körnchen nicht durch die Öffnung. Reineke lachte laut auf, als er Mimos vergebliche Geste sah, und zeigte auf einen unscheinbaren Metallring, den sie nicht bemerkt hatte.

»Du kannst die Sanduhr rumdrehen, soviel du willst: Solange der Stift intakt ist, funktioniert sie nicht. Aber rühr ihn bloß nicht an, ich will dich nicht mit meinem Urlaub verschwinden sehen! Du musst dir nur das hier gut merken.«

Er deutete auf ein in das Holz geprägtes goldenes Siegel:

FAMILIENMANUFAKTUR

H^D & Co.

»Sie werden von Mutter Hildegard hergestellt. Ein Dingelchen ohne dieses Gütezeichen ist nicht mehr wert als mein Zehennagel. Lass dir keinen Tinnef andrehen, mein Kleiner, nirgendwo gibt es so viele Fälschungen wie hier.«

Mit einem raschen Griff nahm er ihr die Sanduhr wieder ab und verstaute sie in seiner Tasche.

»Noch ein Rat unter Freunden: Wenn du dich nicht ausnehmen lassen willst, nutz die Schließfächer oder verbrauche deine Sanduhren schnell. Ein alter Kamerad von mir hat mal den Lohn aus zwölf Jahren in einem vermeintlich perfekten

Versteck gehortet. An dem Tag, an dem sie ihm alles geklaut haben, hat er sich aufgehängt.«

Reineke stand auf, schob die Waschschüssel unter einen Hahn und füllte sie mit Wasser.

»Ich muss gleich meinen Dienst antreten, du erlaubst doch, dass ich mich hier kurz frisch mache?«

Ophelia versuchte sich an einer missbilligenden Grimasse, um ihn davon abzuhalten, aber Reineke zog sich bereits ohne jegliches Schamgefühl vor ihr aus und hatte bald nur noch die Kette mit seinem Schlüssel am Leib. Es war wirklich unpraktisch, das Gesicht eines anderen zu tragen; Ophelia musste lernen, Mimos Mimik besser zu beherrschen.

»Diese Sanduhren«, nahm Reineke in seiner Wanne stehend den Faden wieder auf, »sind unsere freien Tage. Ich weiß nicht, wie lang du Berenilde schon dienst, aber ich nehme an, das ist nicht das reine Zuckerschlecken. Na ja, und hier, bei dem Leben, das die gnädigen Damen und Herren im Palast führen, wird es noch schlimmer sein! Für die Domestiken wurde es irgendwann so doll, dass einige hinter dem Rücken der Herrschaften tüchtig gemurrt haben, und da hatte Mutter Hildegard die Idee mit den Sanduhren. Leih mir mal ein Tuch, ja?«

Ophelia hielt ihm ein Badetuch hin, wobei sie es vermied, ihn anzusehen. Sie wäre vor Scham am liebsten im Boden versunken. Dieser Mann wusch sich direkt vor ihrer Nase und schien es kein bisschen eilig zu haben, seine Kleider wieder anzulegen.

»Weil ich ein anständiger Kerl bin, begnüge ich mich mit deinen ersten zehn Sanduhren, egal welcher Farbe«, erklärte er nun. »Was du danach bekommst, geht mich nichts mehr an.«

Er stieg aus der Wanne, wickelte sich in das Tuch und rub-

belte sich kräftig trocken. Seine roten Koteletten standen senkrecht ab, als er sich vorbeugte und Ophelia die Hand reichte, um die Abmachung zu besiegeln. Doch die schüttelte heftig den Kopf. Sie hatte nichts begriffen von dieser Sanduhr-geschichte und würde sich bestimmt nicht blindlings auf ein Arrangement einlassen, dessen Bedingungen sie nicht genau kannte.

»Ach, Monsieur ist wählerisch, ja? Ist dir klar, du Lümmel, dass andere dir deinen Lohn einfach abknöpfen würden, ohne dich groß nach deiner Meinung zu fragen? Reineke verpflichtet sich wenigstens, dich dafür ehrlich zu beraten und wenn nötig mit seinen Fäusten zu verteidigen. Das ist gut das Dreifache dessen wert, was ich von dir verlange!«

Beleidigt drehte er ihr den Rücken zu, zog das saubere Hemd an und darüber seine Livree. Als er sich Ophelia wieder zuwandte, war der zornige Ausdruck einem breiten Lächeln gewichen.

»Ist schon gut, Kleiner, lass dir bloß nicht alles gefallen. Sagen wir also, du gibst mir nur die grünen Sanduhren, einverstanden?«

Ophelia ignorierte hartnäckig die Hand, die Reineke ihr ein weiteres Mal hinstreckte. Dessen Lächeln wurde noch breiter.

»Du bist nicht so naiv, wie du aussiehst, Bürschchen. Ich schwöre dir, dass ich nicht versuche, dich anzuschmieren. Die Grünen haben den geringsten Wert. Soll ich es dir in zwei Sätzen erklären?«

Ophelia nickte. Trotzdem hätte sie sich wohler gefühlt, wenn er sich auch noch seine Hosen angezogen hätte.

Mit schulmeisterlicher Miene legte Reineke seine Manschettenknöpfe an.

»Vier Farben also, vier Sorten. Mit den Grünen, die am weitesten verbreitet sind, bekommst du einen freien Tag in der Himmelsburg: Markthalle, Opiumsalon, Kirmes, Badehaus ... Auch da kann man wieder nur hoffen, das richtige Los zu ziehen.«

Zu Ophelias großer Erleichterung schnürte er endlich seine Hose und seine Strumpfbänder zu.

»Über die Roten kannst du dich noch mehr freuen. Ein Tag Urlaub! Aber, Obacht, nicht zu verwechseln mit den Grünen. Denn hier erhältst du die offizielle Erlaubnis, nach draußen in die echte wahre Welt zu gehen. Du wählst dein Ziel aus, reißt sie auf, und kannst es genießen, bis der Sand durchgelaufen ist. Das sind die, die ich mir für besondere Gelegenheiten aufhebe!«

Reineke betrachtete sich in einem abgebrochenen Stück Spiegel, das an der Wand hing. Er strich seine rote Mähne glatt und rieb sich zufrieden das breite, bartlose Kinn.

»Die Blauen, schließlich, sind wirklich allererste Sahne«, fuhr er mit schwärmerischem Lächeln fort. »Du musst dich ordentlich ins Zeug legen, um sie zu bekommen, aber das ist die Mühe allemal wert. Diese Sanduhren bescheren dir echte Tagträume. Zwei Mal im Leben habe ich davon gekostet, und ich kriege jetzt noch eine Gänsehaut, wenn ich nur dran denke.«

Er legte Ophelia einen Arm um die Schultern, die sich dazu beglückwünschte, ihren Zopf hochgesteckt zu haben. Sie mochte sich gar nicht vorstellen, was passiert wäre, wenn Reineke Haare berührt hätte, wo Mimo gar keine hatte.

»Versuch dir die leuchtendsten Farben auszumalen, die betörendsten Düfte, die erregendsten Liebkosungen«, raunte er ihr zu, »und du weißt noch lange nicht, welche Genüsse dir

diese Illusion bereitet. Unbeschreibliche Wonnen, so intensiv, dass man es fast nicht aushält und dass man, ist es einmal vorbei, tiefbetrübt zurückbleibt.«

Irgendwo schlug eine Uhr Mitternacht. Reineke ließ Ophelia los und überprüfte rasch den Sitz seiner Livree.

»Kurz, eine schöne Schweinerei. Sie sorgen immer dafür, dass du ein Mal eine abkriegst. Danach bist du ihnen hörig und bettelst um mehr in der vollkommen irren Hoffnung, irgendwann die allerhöchste Belohnung zu ergattern, einen Fahrchein ins Paradies ohne Rückfahrkarte: die gelbe Sanduhr. Verstehst du es jetzt, mein Junge?«

Ophelia verstand vor allem, dass diese Sanduhren eine echte Bauernfängerei waren.

»Also, wie entscheidest du dich nun?«, drängte Reineke und wedelte dabei mit seiner Uhr vor ihrer Nase. »Zehn grüne Sanduhren, und ich bring dir alles bei, was du brauchst, um im Mondscheinpalast zurechtzukommen. Abgemacht?«

Ophelia hob das Kinn und sah ihm in die Augen. Sie wusste noch immer so gut wie nichts über diese Welt, sie brauchte jemanden, der ihr half, sie zu verstehen. Vielleicht würde dieser Mann ihr Vertrauen missbrauchen, vielleicht würde er sie schlecht beraten, aber wie sollte sie es herausfinden, wenn sie es nicht ausprobierte? Sie würde nicht weiterkommen, ohne je ein Risiko einzugehen.

Diesmal erwiderte sie bereitwillig Reinekes Händedruck, der ihr mit einem herzlichen Lachen die Finger zerquetschte.

»Na also! Ich werde dich nach allen Regeln der Kunst in die Geheimnisse des Mondscheinpalastes einführen, du wirst es nicht bereuen. Und nun muss ich los. Mitternacht hat geschlagen, die gnädige Frau Klothilde verlangt nach meinen Diensten!«